

# *Facetten einer Interaktionalen Onomastik: 'Die Maus liebt dich!' – Onymische Selbstreferenzen in der Interaktion<sup>1</sup>*

Susanne Günthner

## 1. Einleitung

Dieser Beitrag, der sich an der Interaktionalen Onomastik (De Stefani 2012; 2016) ausrichtet, widmet sich der Verwendung von Namen im Prozess medial vermittelter Alltagsinteraktionen: Auf der Grundlage von SMS- und WhatsApp-Dialogen werden onymische Formen der Selbstreferenz (wie „du glaubst wohl die Mama kapiert das nicht“, „Lilly ist echt nur noch genervt von eurem Gezanke!“, „rufst du deinen Schatz bitte mal wieder an?“) – und damit die markierte Abkehr von der für die Selbstreferenz übliche Verwendung deiktischer Pronomen („ich“ bzw. „mich“, „mir“) – einer detaillierten Untersuchung unterzogen. Die empirisch ausgerichtete, sequenz-orientierte Analyse onymischer Praktiken in der medial vermittelten Kommunikation verdeutlicht, dass die hier fokussierten Formen der Selbstreferenz – im Unterschied zum personendeiktischen „shifter“ (Jakobson 1950/71: 131) „ich“ – als „social index“ (Silverstein 1976: 37) fungieren und damit als interaktive und multifunktionale Ressource zur Indizierung sozialer Bedeutungen und kommunikativer Handlungen.

Mit seiner theoretischen und methodologischen Ausrichtung an der Ethnomethodologischen Konversationsanalyse bzw. der Interaktionalen Linguistik (Selting/Couper-Kuhlen 2001; Couper-Kuhlen/Selting 2018; Imo/Lanwer 2019) zielt der Beitrag darauf ab, zur Weiterentwicklung der Interaktionalen Onomastik und damit einer empirisch ausgerichteten Erforschung von Namen im kontextuell situierten, dialogisch organisierten Kommunikationsprozess beizutragen. Der Gebrauch und die Funktionsweisen von Namen werden hierbei an dem Ort untersucht, wo onymische Praktiken im Alltag schwerpunktmäßig eingesetzt werden: in Zusammenhang mit der Konstitution sozialer Handlungen in der zwischenmenschlichen Interaktion (Günthner/Linke 2006; Couper-Kuhlen/Selting 2018).

Die Interaktionale Onomastik (De Stefani 2012; 2016; Günthner/Zhu 2015; 2017; Günthner 2016; 2018; 2019; i. Dr.) bedient sich empirischer, auf der Ethnomethodologischen Konversationsanalyse basierenden Methoden, die im Rah-

---

1 Ich danke der/dem anonymen GutachterIn für ihre/seine hilfreichen Kommentare.

men der Interaktionalen Linguistik wiederum zur Erforschung sprachlicher Formen und Funktionen bei der Konstitution kommunikativer Handlungen eingesetzt werden. Diese Methoden werden darüber hinaus durch Ansätze der Anthropologischen Linguistik (vor allem durch das von Gumperz 1982 geprägte Konzept der Kontextualisierung) und der Goffmanschen Interaktionssoziologie (insbesondere durch seine Arbeiten zur interaktionalen Partizipation und zum „footing“)<sup>2</sup> angereichert. Zentral für die Konversationsanalyse bzw. Interaktionale Linguistik und damit auch die Interaktionale Onomastik ist ihr strikt empirisches Vorgehen und ihre Arbeit mit „natürlichen“ Daten;<sup>3</sup> d.h. mit Daten, die weder experimentell erzeugt noch elizitiert wurden („*natürliche Daten‘ als Ausgangspunkt der Analyse*“). Zugleich gilt es, Analysekatgorien wie auch Hypothesen nicht a priori festzulegen, sondern aus den Daten selbst zu entwickeln (Bergmann 1988: 27–29; Gülich/Mondada 2008). In Anlehnung an die Ethnomethodologische Konversationsanalyse geht auch die Interaktionale Linguistik davon aus, dass Alltagsgespräche nicht ungeordnet und chaotisch verlaufen, sondern Interagierende ihre kommunikativen Handlungen methodisch und systematisch in enger Kooperation mit ihrem Gegenüber erzeugen („*das Prinzip der Geordnetheit*“). Diese von den TeilnehmerInnen erzeugte Geordnetheit sprachlichen Handelns gilt es zu erforschen (z.B. bei der Ermittlung von Praktiken des Anredeverhaltens in spezifischen Kontexten oder der Erforschung von Musterhaftigkeiten bei der Verwendung von Namen zur Referenz auf an- oder abwesende Personen etc.)<sup>3</sup>. Geordnetheit und damit interaktiv erzeugte Musterhaftigkeit werden in der Konversationsanalyse verstanden als „*methodisch produzierte Lösungen*“ zur Bewältigung kommunikativer Handlungen (Bergmann 1988: 35). Die zur Konstitution kommunikativer Handlungen verwendeten sprachlichen Formen und deren Funktionen werden im Zuge der Analyse nicht etwa aus ihrer konversationellen Umgebung herausgelöst, sondern in ihrem sequenziellen Kontext unter Berücksichtigung des zeitlichen Ablaufs der Interaktion erforscht („*das Prinzip der Sequenzialität*“ sowie die Berücksichtigung der „*Prozesshaftigkeit und Temporalität sprachlichen Han-*

2 Siehe auch Goodwin/Goodwin (2000) und Goodwin (2001) zur Weiterentwicklung des Konzeptes der „participation“ im Rahmen der Konversationsanalyse und Anthropologischen Linguistik.

3 Zum Konzept der „Natürlichkeit“ der Daten siehe Bergmann (1988) sowie Gülich/Mondada (2008).

4 Die kursiv markierten Konzepte repräsentieren zentrale methodologische Prinzipien der Konversationsanalyse (hierzu auch Bergmann 1988; Günthner 2000 sowie Gülich/Mondada 2008).

5 Hierzu Günthner (2016; 2018; 2019).

delns“). Sprachlich-kommunikative Praktiken gelten hierbei als interaktive Leistungen, die reflexiv an den spezifischen Kontext gebunden sind und folglich auch innerhalb dieses sequenziellen Kontextes zu interpretieren sind. Die Analyse selbst orientiert sich an der Perspektive der Teilnehmenden, indem sie rekonstruiert „wie eine Äußerung oder Handlung in der Interaktion von den Beteiligten interpretiert und behandelt wird“ (Gülich/Mondada 2008: 17). Hierbei fungiert die „*next-turn proof procedure*“ als wichtiges Werkzeug, d.h. die Folgeäußerung der RezipientInnen dient als methodische Ressource zur Rekonstruktion der Interpretation sprachlicher Vorgänge.<sup>6</sup>

In Anlehnung an die präsentierten theoretischen und methodologischen Grundlagen der Ethnomethodologischen Konversationsanalyse (und der Interaktionalen Linguistik) widmet sich die Interaktionale Onomastik Fragen der Verwendung und Funktion von Namen auf der Basis empirischer Daten – face-to-face sowie medial vermittelter Interaktionen.<sup>7</sup> Ziel der Analysen ist die Rekonstruktion onymischer Formen und ihrer Funktionen als interaktiv relevante Kategorien, an denen sich die TeilnehmerInnen im Prozess intersubjektiver Handlungskonstitution orientieren. Eine solche Vernetzung der Onomastik mit Theorien und Methodologien der Konversationsanalyse bzw. der interaktional ausgerichteten Sprachwissenschaft beansprucht, dem von Levinson (2003: 69) attestierten theoretischen und methodologischen Stillstand in der Onomastik entgegenzuwirken: „[t]he study of place names or onomastics is one of the older branches of linguistic enquiry (...). But despite the long tradition of study, little of theoretical interest has emerged“.<sup>8</sup>

Anhand der Untersuchung von Formen und Funktionen onymischer Selbstreferenzen werde ich verdeutlichen, dass Namen bzw. Personenreferenzen keine starren, kontextlosgelösten Entitäten bilden, sondern in der Emergenz der Interaktion handlungsbezogen eingesetzt werden: Onymische Selbstreferenzen erweisen sich als kommunikative Praktiken, die Interagierende als Ressource zur Konstruktion sozialer Bedeutung und Durchführung kommunikativer Handlungen mobilisieren (Günthner 2018; i. Dr.).

6 Zu den methodologischen und methodischen Grundprinzipien der Ethnomethodologischen Konversationsanalyse siehe u.a. Bergmann (1988) sowie Gülich/Mondada (2008).

7 Wie auch De Stefani (2012: 446) postuliert: „(...) under the label interactional onomastics, I recently proposed an approach to the study of names that is grounded in conversation analytic methods and that aims at investigating names as resources for social actions.“

8 Siehe auch das Plädoyer von De Stefani/Pepin (2010: 10), die Onomastik aus ihrer „krisenhaften Situation“ herauszuholen und sie mit aktuellen Entwicklungstendenzen der Sprachwissenschaft zu vernetzen.

## 2. Selbstreferenzen: Default-Verwendungen und „markierte Abweichungen“

In ihrer Studie zur Personenreferenz in der Interaktion argumentieren Sacks/Schegloff (1979: 15–18), dass sich die Referenz auf Personen durch zwei Präferenzprinzipien auszeichnet: (i) „Preference for using a form (,a recognitional‘) under which the referent can be recognized by the recipient“ und (ii) „Preference for using a minimal form (,minimization‘)“. Schegloff (2006: 85) betont ferner, dass die Präferenz für Minimierung bei Personenreferenzen ein „referring *simpliciter*“ beinhaltet, das nichts tut, als „simply referring to the person it identifies“. Dies trifft – so Schegloff (1996: 442) – auch im Fall von Selbstreferenzen zu: „I/you are the central forms for referring to speaker and recipient, and fuller noun phrases, if used, are substitutes for them, and not the other way round“. Ähnlich argumentiert auch Bühler (1934/65: 79f.) in Bezug auf das Personalpronomen der ersten Person Singular „ich“: „Wenn ein Sprecher auf den Sender des aktuellen Wortes ‚verweisen‘ will, dann sagt er ich (...). (...) es ist primär nichts anderes als die Rolle des Senders im aktuellen Signalverkehr, was den jeweils mit ich getroffenen Menschen charakterisiert“.

Die vorliegende Analyse wird verdeutlichen, dass Interagierende – obgleich ihnen das deiktische Pronomen der 1. Person Singular „ich“ zur Verfügung steht – immer wieder Selbstreferenzformen einsetzen, die von der konstatierten Präferenz der Minimierung durch das deiktische „ich“ abweichen (Günthner 2018; i. Dr.). Diese markierten bzw. „alternativen“<sup>9</sup> Referenzformen bilden geradezu routinisierte Praktiken,<sup>10</sup> die zur Durchführung spezifischer sozialer Handlungen eingesetzt werden und eng mit der Beziehungsgestaltung und Partizipationsausrichtung („participation“ Goffman 1979; Goodwin/Goodwin 2000; Goodwin 2001) im Prozess der Interaktion verwoben sind.

Anhand folgender WhatsApp-Ausschnitte soll der Gebrauch onymischer Selbstreferenzen einführend skizziert werden. So referiert die Mutter in der folgenden WhatsApp-Mitteilung (an ihren Sohn) auf sich selbst mit ihrem Verwandtschaftsnamen<sup>11</sup> „Mama“:<sup>12</sup>

9 Siehe Stivers (2007) zu „alternative recognitionals in person reference“.

10 Zum Konzept der kommunikativen Praktiken siehe u.a. Deppermann/Feilke/Linke (2016) sowie Günthner/König (2016).

11 Zum Gebrauch von Verwandtschafts- bzw. Familienrollennamen in WhatsApp-, SMS- und chinesischen WeChat-Interaktionen siehe Günthner/Zhu (2015) sowie Günthner (2018).

12 Die Darstellung der SMS- bzw. WhatsApp-Dialoge orientiert sich an den Konventionen des Centrum für Sprache und Interaktion (CeSI) der Westfälischen Wilhelms-Universi-

**„EDV-PROBLEME“ (2017)**

**Mama** kapiert das neue Windows nicht. ☹️  
 Befürchte, du musst WE vorbeikommen.

WhatsApp #1 (16.04.2017; 11:04)

Statt einer deiktischen Ausrichtung der Sprecherreferenz auf das „Zeigfeld“ (Bühler 1934/65: 89) durch das deiktische Pronomen der 1. Person Singular („ich“) aktiviert die Schreiberin eine Transformation der „Ich-Jetzt-Hier-Origo“ (Bühler 1934/65: 102) und verweist auf sich in der dritten Person „Mama“. Mit dieser familienbezogenen Referenzform in der 3. Person reduziert die Schreiberin insofern „die Versprachlichung von Individualität“ (Nübling/Fahlbusch/Heuser 2012/15: 101), als sie sich als Vertreterin der Kategorie „Mutter“ (in Bezug auf das Gegenüber) (re)figuriert.<sup>13</sup>

Im folgenden WhatsApp-Dialog adressiert Tom seine Partnerin Anne mit ihrem Intimnamen „baby“. In ihrer Replik greift Anne diesen Namen zur Selbstreferenz auf:

**„BABY GEHT EINKAUFEN“ (2017)**

hey baby, was machst du?

WhatsApp #1 (04.03.2017; 15:09)

**baby** geht jetzt kurz einkaufen :D

WhatsApp #2 (04.03.2017; 15:09)

Der vorliegende Fall des „transposed reference, [where] the speaker employs a referring expression for self which the addressee would normally use in refer-

---

sität Münster: Die einzelnen Dialog-Züge werden in Kolonnen geordnet und chronologisch untereinander versetzt präsentiert (<https://centrum.sprache-interaktion.de/>). Die Anordnung der Mitteilungskästchen wie auch die Grautöne unterscheiden die verschiedenen InteraktionsteilnehmerInnen.

13 Siehe Nübling/Fahlbusch/Heuser (2012/15: 101) zur „Versprachlichung von Individualität“ anhand des deiktischen Pronomens „ich“ im Vergleich zu unterschiedlichen onymischen Formen.

ring to speaker“ (Agha 2007: 359), wird in der Anthropologischen Linguistik als „Adressierungsinversion“ bezeichnet: [Intimname<sub>Origo: Adressat</sub>]. In WhatsApp #2 reproduziert Anne ihren von Tom unmittelbar zuvor aktualisierten Intimnamen: Statt ihrer Verankerung im Hier-und-Jetzt der Sprechsituation (mittels des deiktischen Pronomens „ich“) (re)figuriert sich Anne somit in der 3. Person als „baby“.

Schegloff (2007: 447) argumentiert, dass Fälle, in denen SprecherInnen von der standardisierten Selbstreferenz durch die deiktische Form „I“ (bzw. „ich“) abweichen, „invite special attention from participants and analysts for what has prompted their use – ,why that now“.<sup>14</sup> Übertragen auf die vorliegenden Daten und die Praktik der onymischen Selbstreferenz stellen sich somit folgende Fragen: Welche Funktionen haben markierte Abweichungen von der Standardverwendung (der deiktischen Form „ich“), die den SchreiberInnen ja durchaus zur Verfügung steht? In welchem Zusammenhang stehen diese Praktiken der Selbstreferenz zu den betreffenden kommunikativen Handlungen?

Die vorliegende Untersuchung basiert auf SMS- und WhatsApp-Interaktionen, die in den letzten zwölf Jahren innerhalb unterschiedlicher Regionen Deutschlands (Baden-Württemberg, Hessen, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen) erhoben wurden. Diese medial vermittelten Interaktionen werden von Personen im Alter von 11 bis 78 Jahren geführt; die Chats variieren von einer bis weit über 20 Mitteilungen. In der überwiegenden Mehrzahl (95%) handelt es sich hierbei um private Kommunikationssituationen zwischen FreundInnen, Bekannten und Verwandten.<sup>15</sup> 94% der Interaktionen repräsentieren dyadische Chats, 6% beinhalten Mehrparteichats (im Familien-, Freundes- bzw. Kommilitonenkreis). Die SchreiberInnen der hier analysierten Dialogsegmente sind allesamt deutsche MuttersprachlerInnen.

Auf der Grundlage der Daten werde ich argumentieren, dass Interagierende mit der jeweiligen – vom Default des deiktischen Pronomens „ich“ abweichenden – Referenzform stets eine Wahl treffen, die nicht nur die/den SprecherIn bzw. SchreiberIn selbst perspektiviert, sondern zugleich deren soziale Beziehung zum Gegenüber. Darüber hinaus trägt die onymische Selbstreferenz zur Markierung von „participation“ und damit der sozialen Organisation der Teilnehmerformation (Goffman 1979; Goodwin/Goodwin 2000; Goodwin 2001) wie auch zur

---

14 Kursivsetzung im Original.

15 Juliana Gruden, Stefanie Krain und Sharon Lohse danke ich ganz herzlich für die Bereitstellung ihrer Daten.

Indizierung spezifischer „stances“<sup>16</sup> bzw. Interaktionsmodalitäten im Kontext der durchzuführenden kommunikativen Handlungen bei (vgl. Günthner 2018).

### 3. Praktiken der onymischen Selbstreferenz in SMS- & WhatsApp-Interaktionen

In den vorliegenden medial-vermittelten, translokalen Konversationen verwenden Interagierende unterschiedliche onymische Formen der Selbstreferenz: Verwandtschaftsnamen, Intimnamen, Rufnamen, (Berufs-)Titel bzw. Kategorienbezeichnungen.<sup>17</sup> Im Folgenden werde ich ein Set an repräsentativen Ausschnitten aus SMS- und WhatsApp-Interaktionen vorstellen, um daran zu illustrieren, wie und in welchen Kontexten SchreiberInnen welche Typen onymischer Selbstreferenzen einsetzen.

#### 3.1. Selbstreferenzen mit Verwandtschaftsnamen<sup>18</sup>

- (Groß)Eltern-Kind-Interaktionen

Der in der Regel mit „Babytalk“<sup>19</sup> assoziierte selbstreferenzielle Gebrauch von Verwandtschaftsnamen wird – wie bereits das Eingangsbeispiel EDV-PROBLEME zeigte – auch in Interaktionen zwischen (Groß)Eltern und erwachsenen Kindern eingesetzt.

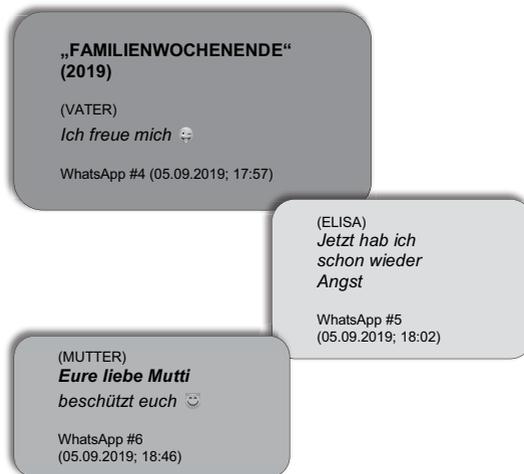
16 Zum Konzept von „stances“ siehe u.a. Stivers (2008).

17 Die hier verwendete Terminologie der Anthroponyme wird in den jeweiligen Unterkapiteln erläutert. Terminologisch herrscht in der Forschung – wie Nübling/Fahlbusch/Heuser (2012/15: 172) ausführen – noch immer „eine große Uneinheitlichkeit“. So hat die Sozioonomastik „erhebliche terminologische Defizite zu beklagen“, was auch evident wird, wenn man die „Liste Onomastischer Schlüsseltermini“ betrachtet (Nübling 2017: 99). Hierzu auch Hough (2016).

18 Unter „Verwandtschaftsnamen“ fasse ich „kinship terms“, die sowohl als verfestigte wie auch situative monoreferenzielle Anredeformen gegenüber Familienmitgliedern gebraucht werden. Diese Namen liefern soziale Informationen zu Generation, Geschlecht und Verwandtschaftsverhältnis. Siehe auch Günthner/Zhus (2017) Studie zum kontrastiven Gebrauch von Verwandtschaftsbezeichnungen Chinesisch-Deutsch.

19 In Zusammenhang mit „Babytalk“ wird der Gebrauch selbstreferenzieller Verwandtschaftsnamen wie „Mama ist jetzt müde“ mit der kognitiven Entwicklung von Kleinkindern und deren Schwierigkeiten der Interpretation personendeiktischer Pronomen begründet (Braun 1988; Sacks 1972; Schwitalla 2010a; b): Die Personendeixis stellt „mehr Anforderungen an die Kognition (...), weil ich und du sich ja nicht auf feste Personen beziehen und das Kind meinen kann, du sei eine Art Name für es selbst“ (Schwitalla 2010b: 166).

Im Folgenden humoristisch modulierten WhatsApp-Familienchat haben die beiden erwachsenen Töchter ihren Eltern soeben mitgeteilt, dass sie am folgenden Wochenende nach Hause kommen. Der Vater verbalisiert daraufhin seine Freude: „Ich freue mich 😊“ (WhatsApp #4). Mit dem zwinkernden Emoji mit herausgestreckter Zunge setzt er die bereits initiierte neckende Modalität fort. Einige Minuten später antwortet die Tochter Elisa mit der scherzhaften Bemerkung, dass sie „schon wieder Angst“ bekommt (WhatsApp #5). Daraufhin initiiert die Mutter ihren Folgezug mit der nominalen Selbstreferenz („Eure liebe Mutti“) und wendet sich – ebenfalls scherzhaft moduliert (vgl. das die Mitteilung ergänzende Emoji mit lächelndem Gesicht und Heiligenschein „😊“) – an ihre Töchter (WhatsApp #6):<sup>20</sup>



Mit ihrer familienrollen-bezogenen Referenzform „Eure liebe Mutti“ initiiert die Schreiberin der WhatsApp #6 ein „doing family identity“.<sup>21</sup> Die relationale

20 Bei der Präsentation von Gruppenchats wird der Ruf- bzw. der Verwandtschaftsname der/des betreffenden SchreiberIn vor Beginn der Mitteilung in Klammern gesetzt.

21 In Zusammenhang mit der Leitfrage nach dem WIE der Herstellung sozialer Wirklichkeit ist für die ethnomethodologische Konversationsanalyse das Konzept des „doing“ zentral. Mit der Hervorhebung des interaktiven TUNs („doing“) liegt der Fokus der Analyse kommunikativer Alltagshandlungen auf den methodischen Verfahren, die Interagierende anwenden, um soziale Aktivitäten und Bedeutungen im Prozess der Interaktion zu erzeugen. Hierzu u.a. Bergmann (1988).

Selbstreferenzform „Mutti“, die zugleich die Kategorie „Kind“ als „standardized relational pair“ (Sacks 1972) relevant setzt, impliziert eine entsprechende Fremdpositionierung der Interaktionspartnerinnen (ihrer Töchter) als „Kinder“ und aktiviert so die Kollektion „Familie“.<sup>22</sup>

Im Unterschied zur „Adressierungsinversion“, bei der SprecherInnen die Anredeform, die ihr Gegenüber typischerweise für sie verwendet, nun zur Selbstreferenz einsetzen, verweist die Mutter hier in der 3. Person – angereichert durch das Pronomen „Eure“ und das scherzhaft modulierende Adjektiv „liebe“ – auf sich als quasi distante Figur; d.h. „the speaker is talking about themselves *as if from the perspective of another*“<sup>23</sup> (Land/Kitzinger 2007: 494).

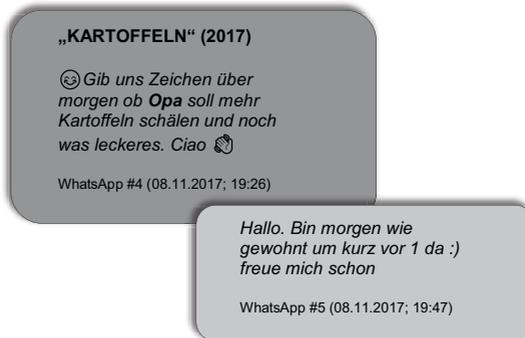
Durch die markierte – von der „preference for using a minimal form“ (Sacks/Schegloff 1979: 15f.) und vom „referring *simpliciter*“ – abweichende Referenzierungspraktik fokussiert die Schreiberin einerseits ihre Identität als Mutter, andererseits werden durch „membership categories“ (Sacks 1972) wie „Mama“, „Opa“ etc. weitere Zugehörigkeitskategorien (wie „Kind“, „Tochter“, „Enkel“ etc.) evoziert, die sich wiederum als eng verwoben mit den aktualisierten Handlungen erweisen (Jayyusi 1984): Hier betont die Schreiberin auf scherzhaft Weise, dass sie – als Mutter – ihre Töchter „beschützt“.

Praktiken der Selbstreferenz mit Verwandtschaftsnamen sind oftmals asymmetrisch ausgerichtet; d.h. es sind vor allem die Eltern und Großeltern, die auf sich mit Verwandtschaftsnamen referieren („Mama“, „Papi“, „Opa“ etc.). Diese vertikal ausgerichtete Praxis reflektiert die allgemeine asymmetrische Tendenz der Adressierung von Verwandten, wobei die ältere Generation eher mit Verwandtschaftsnamen angesprochen wird (Macha 1997; Christen 2006). Dies wird auch im folgenden WhatsApp-Dialog deutlich, bei dem der Großvater seinen Verwandtschaftsnamen „Opa“ zur Selbstreferenz verwendet, während die Enkelin – statt der entsprechenden relationalen Form („Enkelin“) – mittels „Zero-Proform“ bzw. „mich“ auf sich verweist:

---

22 So schreibt auch Linke (2001: 382) in Bezug auf relationale Anredeformen: „Verwendet man solche relationalen Ausdrücke als Anredeformen, so setzt man den oder die so Angeredete automatisch in ein definiertes Verhältnis zum Sprecher bzw. zur Sprecherin – und umgekehrt.“

23 Kursivsetzung im Original.



In seiner Mitteilung „☺ Gib uns Zeichen über morgen ob Opa soll mehr Kartoffeln schälen und noch was leckeres.“ (WhatsApp #4) aktualisiert der Schreiber mit dem Verwandtschaftsnamen „Opa“ nicht nur eine Selbstpositionierung als männliches Familienmitglied einer bestimmten Generation, sondern führt zugleich eine implizite relationale Fremdpositionierung seiner Rezipientin als „Enkelin“ durch.

In Anlehnung an Bachtin (1979) könnte man in Zusammenhang mit der selbstreferenziellen Verwendung des Verwandtschaftsnamens argumentieren, dass diese eine Form der Polyphonie instanziiert: Die Perspektive von Alter-Ego (der Enkelin) durchdringt in dieser Äußerung die Grenze des sprechenden/schreibenden Subjekts (des Opas).<sup>24</sup> D.h. mit dieser referenzbezogenen Perspektiv-„Hybridisierung“ (Bachtin 1979: 195) spiegelt sich Ego (der Opa) quasi aus der Position von Alter-Ego (der Enkelin) und es entsteht eine Überlagerung von Perspektiven in einer Äußerung. Ferner wird ersichtlich, dass bei „transposed references“ (Agha 2007: 359) oftmals die Grenzen zwischen Adressierungsinversionen und Referenzen der 3. Person verwischen: „Opa“ fungiert sowohl als Anredeform, die eine Enkelin für ihren Großvater verwenden kann, wie auch als Personenbezeichnung für eine 3. Person.

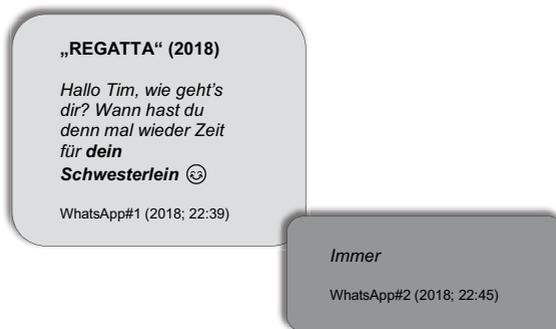
Die Ausschnitte FAMILIENWOCHELENDE und KARTOFFELN zeigen deutlich, dass selbstreferenzielle Verwendungen von Verwandtschaftsnamen, die eine Abkehr von der Default-Präferenzform des „referring *simpliciter*“ (Schegloff 2006: 85) darstellen, neben der reinen Referenzherstellung als „social index“ (Silverstein 1976: 34f.) weitere kommunikative Aufgaben übernehmen: Sie tragen zum „doing family identity“ bei und liefern soziale Informationen u.a. zu Geschlecht, zur Generationszugehörigkeit und zur familiären Vernet-

24 Hierzu ausführlicher Günthner (2000: 279–281; 2019).

zung der Interagierenden. Im Falle des unmarkierten Pronomens „ich“ würden diese sozialen Indizierungen nicht expliziert.<sup>25</sup>

- Geschwister-Beziehungen

Neben Eltern und Großeltern referieren in den vorliegenden translokalen Kommunikationskontexten gelegentlich auch Geschwister mit „kinship terms“ auf sich selbst. Im folgenden Dialog verwendet Kira den hypokoristischen Verwandtschaftsnamen „Schwesterlein“ zur Selbstreferenz.<sup>26</sup>



Durch den selbstreferenziellen Gebrauch von „dein Schwesterlein“ führt Kira eine Re-Konfiguration der Origo bzw. einen Wechsel des „point of reference in the participation framework“ (Goffman 1979: 11) durch, indem sie sich aus der Perspektive der 3. Person inszeniert. Auch dieses „Display“<sup>27</sup> von Familienzugehörigkeit ist insofern relational angelegt, als mit der Selbstpositionierung als „Schwesterlein“ zugleich das Gegenüber als „Geschwister“ (bzw. „Bruder“) fremdpositioniert wird.

25 Hierzu auch Land/Kitzinger (2007: 502) und Günthner (2019).

26 Zu hypokoristischen Verwandtschaftsnamen siehe auch Nübling/Fahlbusch/Heuser (2012/15: 176).

27 Mit dem „Display“-Konzept der ethnomethodologischen Konversationsanalyse wird darauf verwiesen, dass alltäglicher Sinn bzw. die Ordnung interaktiven Handelns von den TeilnehmerInnen selbst erkennbar hergestellt und kommuniziert werden. Hiermit nimmt die Konversationsanalyse die emische Perspektive der Teilnehmenden ein, die ihre Beiträge aufeinander bezogen „accountable“ und damit nachweisbar realisieren. „Displays“ umfassen sowohl die als „accountable“ organisierten Äußerungen als auch die in den Folgeaktionen indizierten Interpretationen der RezipientInnen. Vgl. Depermann (2000: 99).

Obgleich Macha (1997: 214) ausführt, dass Verwandtschaftsbezeichnungen als Anredeformen unter Geschwistern mittlerweile „obsolet“ seien, werden diese (vor allem in hypokoristischer Verwendung wie „Bruderherz“, „Schwesterlein“ etc.) in den vorliegenden SMS- und WhatsApp-Daten durchaus aktiviert – allerdings zur Kontextualisierung<sup>28</sup> einer scherzhaften, ironischen Modalität bei Sprechhandlungen wie Danksagungen, Entschuldigungen, Glückwünschen, Bitten, Frotzeleien etc. (hierzu detaillierter Günthner/Zhu 2017). Auch in der WhatsApp-Sequenz REGATTA ist die Aktualisierung der Familienrollenbezeichnung „Schwesterlein“ eng mit der sozialen Handlung verwoben: Die Schwester appelliert leicht frotzelnd an ihren Bruder, da er nur selten Zeit für sie hat (siehe auch das die Mitteilung abschließende Emoji „😊“).

Mit seiner Dekomposition der binären Konzepte „speaker“ und „recipient“ weist Goffman (1979) auf die Komplexität der möglichen Konstellationen hin, aus denen eine Sprecherin reden und ein Rezipient zuhören kann. Diese Komplexität von Partizipationskonstellationen in Alltagsinteraktionen kommt auch in den vorliegenden Ausschnitten zum Tragen: Mit der Rekonfiguration des Partizipationsstatus der SchreiberInnen als „Eure liebe Mutti“, „Opa“ bzw. „dein Schwesterlein“ wechseln diese das „footing“ (Goffman 1979) und damit die Partizipantenrollen, indem sie sich in der Perspektive des Gegenübers bzw. als in der Familienrolle inszenierte Figur (3. Person) (re)positionieren. Wie Goodwin (2001: 172) in Zusammenhang mit „participation in interaction“ ausführt, kommunizieren Interagierende einander stets „what they are doing and how they expect others to align themselves toward the activity of the moment“. Das analytische Konzept der Partizipation verweist also auf jene Verfahren, mit denen sich Interagierende „forms of involvement“ und damit ihre Ausrichtung („alignment“) in Bezug auf die betreffenden kommunikativen Handlungen indizieren. Wie die Daten zeigen, bilden vorliegende Abweichungen von der Standardreferenzform des deiktischen Pronomens „ich“ eine zentrale Ressource zur Kontextualisierung von Partizipation: Die SchreiberInnen indizieren damit, wie sie sich in Bezug auf ihr Gegenüber positionieren und wie die betreffende Partizipation mit den aktualisierten Handlungen verwoben ist (siehe den Ausschnitt FAMILIENWOCHEENDE, wo die Mutter ihre Töchter beschützen will oder KARTOFFELN, wo der Opa anbietet, für die

---

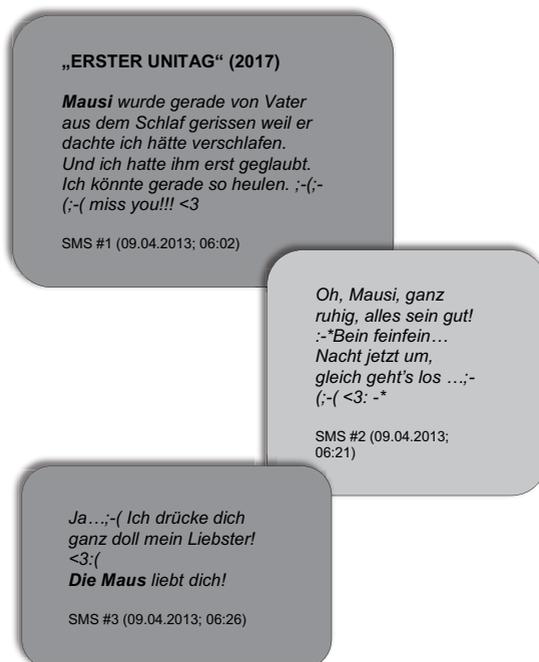
28 Der von Gumperz (1982) geprägte Ansatz der Kontextualisierung geht davon aus, dass Interagierende durch die Ausführung ihrer (verbalen und nonverbalen) Handlungen diese zugleich interpretierbar machen und dadurch den Kontext, in den die Handlungen eingebettet werden, selbst konstruieren. Kontext ist also nicht einfach als ein Aggregat materiell gegebener Entitäten vorhanden, sondern wird von den Interagierenden im intersubjektiven Handeln durch verbale und non-verbale Verfahren aktiv aufgebaut. (Hierzu auch Günthner 2000)

Enkelin was Leckerer zu kochen bzw. REGATTA, wo die Schwester mal wieder Zeit mit ihrem Bruder verbringen will).

### 3.2. Selbstreferenzen mit Intimnamen<sup>29</sup>

Nicht nur im Familienkreis, sondern auch in Paarbeziehungen und unter engen FreundInnen trifft man – wie der eingangs präsentierte WhatsApp-Ausschnitt BABY GEHT EINKAUFEN veranschaulicht – auf onymische Formen der Selbstreferenz.

Die folgende SMS-Interaktion zwischen einem Pärchen (Mara und Till) wird von Mara initiiert, die auf sich selbst in der 3. Person mit ihrem Intimnamen „Mausi“ referiert (SMS #1):



<sup>29</sup> In Anlehnung an Nübling (2017: 100) verwende ich den Begriff „Intimnamen“ für verfestigte Namen, die sich Personen in engen (Paar)Beziehungen gegeben haben (und die in der Öffentlichkeit in der Regel nicht eingesetzt werden). Intimnamen sind nach Nübling/Fahlbusch/Heuser (2012/2015: 173) eine Subkategorie der inoffiziellen, nicht amtlichen „Spitznamen“. Als „Kosenamen“ bezeichne ich „hypokoristische Spitznamen“, die sowohl situativ als auch außerhalb von Intimbeziehungen eingesetzt werden können.

In ihrer Mitteilung (SMS #1) setzt Mara zunächst ihren Intimnamen „Mausi“ zur Selbstreferenz in der 3. Person ein, bevor sie dann mit dem deiktischen Pronomen „ich“ in die Default-Variante wechselt „weil er dachte ich hätte verschlafen. Und ich hatte ihm erst geglaubt. Ich könnte gerade so heulen.“ In seiner Replik (SMS #2) greift Till Maras Intimnamen zur Fremdadressierung auf und bestätigt so den von Mara initiierten Intimitätsdisplay, der durch die abschließenden Emoticons inklusive Herz und Kuss „;-(- <3: -\*“ untermauert wird. Anhand dieses Dialogausschnitts wird ersichtlich, wie die Konstitution einer intimen Beziehung von den Interagierenden in einem kollaborativen Prozess (re)aktiviert wird: Das von Mara u.a. durch die Verwendung ihres Intimnamens initiierte und „accountable“ gemachte Display einer intimen Beziehung wird vom Gegenüber in dessen Folgeaktion bestätigt. In SMS #3 setzt Mara den Intimidkurs fort und formuliert abschließend eine Liebeserklärung, wobei sie eine Variante ihres Intimnamens einsetzt: „Die Maus“. Anhand des Artikels wird der Intimname hier als Gattungsname reaktualisiert, obgleich auch hier der onymische Charakter bestehen bleibt.

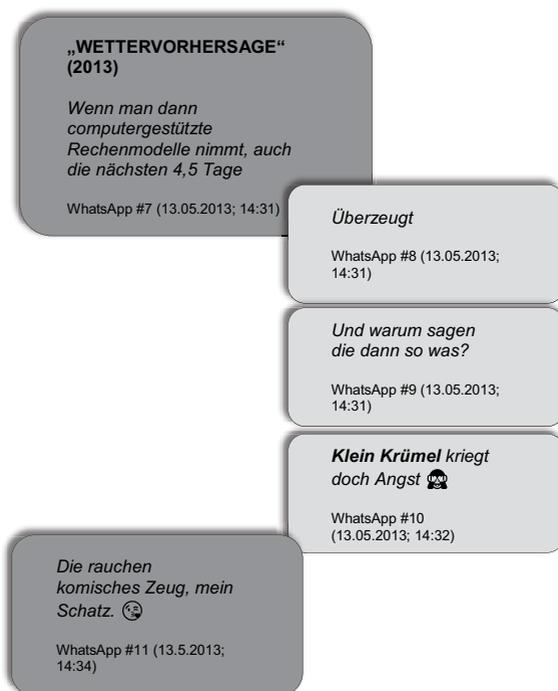
Der selbstreferenzielle Einsatz eines Intimnamens führt in den vorliegenden Daten immer wieder zur entsprechenden Bestätigung des Gegenübers: Sei es, dass der/die zweite SchreiberIn in seiner/ihrer Replik diesen Namen wiederum zur Adressierung mobilisiert oder aber auf sich selbst ebenfalls mit dem in der Paarbeziehung etablierten Intimnamen reagiert. Auf diese Weise wird die Intimkommunikation affirmierend fortgesetzt und die „verbale Fellpflege“<sup>30</sup> komplementiert. Im Ausschnitt ERSTER UNITAG wird dies durch den wechselseitigen Austausch der Emoticons von Herz und Kuss verstärkt. Zugleich wird auch hier ersichtlich, wie sich der „Partizipationsrahmen“ (Goffman 1979; Goodwin/Goodwin 2000) der Interagierenden durch den Einsatz des selbstreferenziellen Intimnamens ändert: Mit der Selbstreferenz „Mausi“ bzw. „Die Maus“ (re)figuriert Mara sich selbst aus der (kosend modalisierten) Perspektive ihres Partners. Diese Origo-Transformation setzt zugleich bestimmte Erwartungen in Richtung einer entsprechenden Fortsetzung des „Intimtalks“ durch das Gegenüber. Der „footing“-Wechsel (Goffman 1979) fungiert also nicht nur als Ressource zur Rahmung der Interaktion als Intimgespräch, sondern er ist selbst Bestandteil der kommunikativen Handlung – der Intiminteraktion (Günthner 2018; 2019).

Wie der SMS-Dialog ERSTER UNITAG ferner zeigt, wird der mit der Aktivierung von Intimnamen einhergehende „Intimtalk“ von einer inszenier-

30 Der Begriff der „verbalen Fellpflege“ orientiert sich an Linke (2008: 88), die von Sprache als „Beziehungspflege“ spricht: „Die Ausbildung von Sprache wäre, so betrachtet, als eine Optimierung sozial orientierter Fellpflege zu betrachten.“ Siehe hierzu auch Günthner/Zhu (2015).

ten Form des Babytalk bzw. eines Infantilisierungsmodus begleitet: Till kontextualisiert in seiner Replik (SMS #2) durch den scherzhaft modulierten Versuch, Mara zu beruhigen („Oh, Mausi, ganz ruhig, alles sein gut! :-\*Bein feinfein... Nacht jetzt um, gleich geht's los ...;-(- <3: -\*“) eine sprachliche Regression in das Babytalk-Register (Wyss 2012: 306; Günthner i. Dr.).

Auch in der folgenden Interaktion geht die Selbstreferenz durch Intimnamen mit der Inszenierung eines Liebesgeplänkels (Wyss 2012: 306) einher: Der initiierte „Intimtalk“ beinhaltet auch hier eine Art fingierte Regression in die Kleinkindrolle. Nachdem Anna ihrem Partner Jan berichtet hat, dass eine „fiese Wettervorhersage“ für ihren anstehenden Urlaub Regen ankündigt, versucht Jan sie zu beruhigen, indem er sie belehrt, dass Wettervorhersagen das Wetter nicht über mehrere Tage hinweg genau bestimmen können (WhatsApp #5–7). In WhatsApp #10 referiert Anna mit ihrem Intimnamen „Krümel“, den Jan ihr aufgrund ihrer Körpergröße verliehen hat, in der 3. Person auf sich selbst: „Klein Krümel kriegt doch Angst 🙈“.

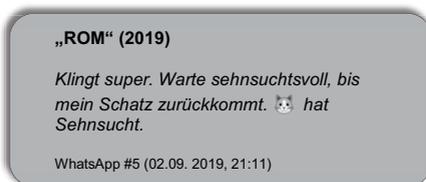


Die Mobilisierung des Intimnamens „Krümel“ (WhatsApp #10) trägt auch hier zum „Display“ der Partizipation bei: Mit der selbstreferenziellen Diminutivform „Klein Krümel“ schlüpft Anna in die fingierte Rolle des Kindes, das „Angst“ kriegt. Dieser durch den Intimnamen kontextualisierte „shift in participation“ (Goodwin 2001: 173) rahmt die betreffende Aussage „Klein Krümel kriegt doch Angst“ und setzt zugleich Erwartungen in Bezug auf Jans Folge-reaktion. Obgleich Jan in seiner Replik (WhatsApp #11) Anna nicht mit ihrem etablierten Intimnamen „Krümel“, sondern mit „Schatz“ adressiert,<sup>31</sup> steigt er dennoch in die von Anna initiierte Interaktionsmodalität und das fingierte Spiel mit dem verängstigten Kleinkind ein und tröstet dies mit der scherzhaft modulierten Belehrung: „Die rauchen komisches Zeug, mein Schatz. 🙄“.

Die dynamische Konstitution kommunikativer Kontexte durch den Einsatz onymischer Formen im Prozess der Interaktion wird anhand dieses WhatsApp-Ausschnitts deutlich: Die Funktion der jeweiligen „alternativen“ Referenzform erweist sich als kontextkontingent verwoben mit der dialogischen Orientierung der Interagierenden wie auch der sequenziell arrangierten Handlungsabfolge. Darüber hinaus verdeutlicht der vorliegende Intimdialog, dass die interaktiv erzeugte „Beziehungsarbeit“ auf einem „shared common ground“ (Clark 1996; Gumperz 2002) der InteraktionspartnerInnen basiert: Die Intimnamen, die sich im Prozess einer Zweierbeziehung etabliert haben, bilden eine in der sozialen Welt des Paares geteilte Ressource – bzw. ein Beziehungszeichen („tie-sign“), das „für den privaten Konsum der Seiten bestimmt“ ist (Goffman 1974/82: 264). „Tie-signs“ repräsentieren nach Goffman (1974/82) keine eigenständigen fokussierten Handlungen, sondern sie begleiten tangential andere Aktivitäten und liefern Indizien bzw. Evidenzen über den Charakter der sozialen Beziehung. Mittels Intimnamen, die eng an die Interaktionsgeschichte der Beteiligten gebunden sind, versichern sich – wie die vorliegenden Sequenzen zeigen – InteraktionsteilnehmerInnen ihrer Zusammengehörigkeit und grenzen sich zugleich von der Außenwelt ab (Günthner i.Dr.).

Auch in der folgenden WhatsApp-Mitteilung fungiert die selbstreferenzielle Verwendung des Intimnamens als habitualisierte Praktik des „doing being a couple“ (Dammel/Niekrenz/Rapp/Wyss 2018: 160). Nachdem Eva auf ihren Freund in der 3. Person mit „mein Schatz“ referiert hat, setzt sie die Intimmodalität mit ihrer folgenden Selbstreferenz fort:

31 PartnerInnen können sich durchaus mehrere Intim- bzw. Kosenamen geben, die kontextbezogen eingesetzt werden. Hierzu auch Wyss (2000: 202f.) sowie Nübling/Fahlbusch/Heuser (2012/15: 173).



Anstelle des verbalisierten Intimnamens „Mieze“ produziert Eva durch den Einsatz des Emojis 🐱

dessen ikonische Repräsentation. Auch diese ikonische Namendarstellung fungiert als „social index“ (Silverstein 1976: 34f.), der weit mehr tut als nur auf die Schreiberin (Eva) zu referieren: Mit dieser Praktik reaktualisiert Eva ihre Paarbeziehung; zugleich wird auch hier die markierte Abweichung vom Default zum Bestandteil der kommunikativen Handlung selbst – der Emotionskundgabe einer Liebenden.

Mit Knoblauch (2017: 371) möchte ich argumentieren, dass die Interagierenden in den vorliegenden SMS- und WhatsApp-Interaktionen trotz ihrer räumlichen Trennung mithilfe der selbstreferenziellen Intimnamen sich ihre Verbundenheit als Paar indizieren und ein translokales „WIR“ aushandeln. Namen (Verwandtschafts- und Intimnamen) bilden also kommunikative Ressourcen, die im Prozess der Interaktion handlungsbezogen eingesetzt werden: So werden in den Interaktionen ERSTER UNITAG, WETTERVORHERSAGE und ROM Intimnamen kontextkontingent als kommunikative Praxis zur Konstitution eines Liebesgeplänkels mobilisiert.

### 3.3. Selbstreferenzen mit Rufnamen<sup>32</sup>

Neben Verwandtschafts- und Intimnamen setzen Interagierende gelegentlich auch ihre Rufnamen zur selbstreferenziellen Bezugnahme ein: Auch hierbei handelt es sich insofern um ein „Spiel an Versetzungen“ (Bühler 1934/65: 138), als die onymische Selbstreferenz die „Ich-Jetzt-Hier-Origo“ (Bühler 1934/65: 102) verlässt und die/der SchreiberIn auf sich selbst aus der Distanz (in der 3. Person) verweist.<sup>33</sup>

Die folgende WhatsApp-Mitteilung entstammt einer Interaktion zwischen Justus und Lea, bei der Justus von seinen gescheiterten Versuchen, über Tin-

<sup>32</sup> Unter „Rufnamen“ fasse ich offizielle, von den Eltern vergebene Personennamen (Nübling/Fahlbusch/Heuser (2012/15: 110).

<sup>33</sup> Siehe auch Schwitalla (2010b) zu Aspekten des „Von sich selbst (...) in der 3. Person

der eine passende Partnerin zu finden, berichtet. Schließlich produziert er folgenden Dialogzug, wobei er auf sich selbst in der dritten Person als „klein Justus“ referiert:

**„TINDERELLA“ (2018)**

Frauen sind bei mir jetzt erstmal wieder raus; habe 19 Jahre ohne gelebt, das letzte halbe Jahr Dortmund werde ich definitiv schaffen! Zu anstrengend für **klein Justus** 😊

WhatsApp #7 (11.07.2018; 20:45)

Der Schreiber swicht in seiner die Mitteilung abschließenden Konklusion von der deiktischen Verweisform „ich“ (und damit der Verankerung im „Zeigfeld“) zur onymischen Referenzform in der 3. Person: „klein Justus“. Das unmittelbar anschließende Emoji „😊“ trägt zur ikonischen Kontextualisierung von humoristisch-markierter Scham bei.

Anhand der Kombination aus [Diminutivmarkierung + Rufnamen] rekonfiguriert Justus seinen „Partizipationsstatus“ (Goodwin/Goodwin 2000: 223) und stilisiert sich als Figur in der 3. Person. Mit dieser Stilisierung präsentiert Justus zugleich eine mit der sozialen Handlung verwobene Perspektive auf sich selbst als kleiner Junge, dem mittlerweile das Tindern „Zu anstrengend“ ist.

Der folgende WhatsApp-Ausschnitt entstammt einem Dialog zwischen zwei Freundinnen (Lena und Jule), die sich über das Fußballspiel von Jules Mannschaft am vergangenen Wochenende unterhalten. Nachdem Jule stolz von zwei glorreichen Toren ihrer Mannschaft berichtet, fragt Lena nach, wer diese denn geschossen hat. Daraufhin antwortet Jule:

**„TORJÄGERIN“ (2018)**

Wer wohl? Natürlich **Jule – die Torjägerin!** 😊

WhatsApp #8 (03.04.2018; 21:11)

Jule referiert hier in der 3. Person auf sich selbst als „Jule – die Torjägerin!“. Sowohl die expressiv markierte Selbstattribution als auch das Emoji mit

---

sprechen“.

dem umgekehrten Gesicht „☺“ fungieren als Kontextualisierungshinweis zur Indizierung der ironischen Modalität. Auch hier trägt die Selbstreferenz mit Rufnamen zur (ironischen) Stilisierung der Schreiberin bei, die sich als Figur (als Torjägerin) inszeniert.

### 3.4. Selbstreferenzen mit ad hoc-Bildungen

Bei den bisher präsentierten onymischen Selbstreferenzformen handelte es sich um etablierte Verwandtschafts-, Intim- und Rufnamen. Doch Interagierende verwenden zur Selbstreferenz auch Spitznamen, Titel bzw. Kategorisierungen etc., die situativ – in enger Verwobenheit mit den auszuführenden Handlungen – eingesetzt werden.<sup>34</sup>

Der folgende WhatsApp-Dialog zwischen Inga und Felix veranschaulicht, wie solche ad hoc-Selbsttitulierungen im Prozess der sozialen Handlungskonstitution emergieren: Felix klagt gegenüber seiner Partnerin, die Pathologin ist, über Magenschmerzen. In WhatsApp #3 referiert Inga auf sich mit dem Berufstitelnamen bzw. der „membership category“ (Sacks 1972: 335) „Frau Doktor“ und ordnet sich so der Berufsgruppe der ÄrztInnen zu:



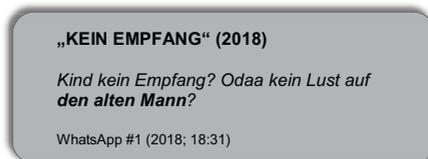
34 Im Unterschied zu sedimentierten Namen, die sind prototypischerweise konventionalisierte Zeichen repräsentieren, handelt es sich bei den vorliegenden nominalen Referenzformen um situativ eingesetzte, nicht konventionalisierte (Selbst)Adressierungsressourcen. (Die Tatsache, dass es keine starren Grenzen zwischen verfestigten und situativ verwendeten Namen gibt, ist offenkundig.) Im vorausgehenden Dialog TORJÄGERIN war bereits eine Kombination aus Rufnamen und Selbstkategorisierung „Jule – die Torjägerin!“ erkennlich. Vgl. auch Wyss (2000: 198, 202) sowie Schmidt/Androutsopoulos (2004: 15).

Der Einsatz des Berufstitels „Frau Doktor“ trägt zur situativen Rahmung einer ironisch modalisierten Arzt-Patienten-Interaktion bei: Mit der honorativen Selbstkategorisierung „Frau Doktor“ werden – wie bei „membership categories“ (Sacks 1972) üblich – Partizipationskategorien (Goodwin/Goodwin 2000) und typische Merkmale, die normativ mit der betreffenden Kategorisierung verwoben sind, relevant gesetzt. Darüber hinaus ist auch hier insofern eine relationale Ausrichtung erkennbar, als die Sprecherin mit ihrer Selbstkategorisierung als Ärztin für ihr Gegenüber (implizit) die Fremdpositionierung „Patient“ aktiviert. Auffällig ist ferner die verwendete Projektorkonstruktion<sup>35</sup> „Frau Doktor rät“, mit der Inga die nachfolgende Sprechhandlung einerseits als ärztliche Aufforderung rahmt, andererseits zugleich ironisch bricht.

SprecherInnen kontextualisieren mit den jeweiligen nominalen Selbstreferenzformen spezifische Partizipantenkonstellationen, die dem Gegenüber indizieren, aus welcher Rolle bzw. in welcher Interaktionsmodalität (oder „stance“) sie nun sprechen. So betont auch Schegloff (1996: 447):

It bears notice that when speakers use a ‚third person reference form‘ to refer to self or addressed recipient (in place of ‚I‘ or ‚you‘), they select such terms as display (or constitute) the current relevance with which the referent figures in the talk – whether it is ‚the President‘, ‚the doctor‘, ‚daddy‘, ‚mom‘, the personal name of one being referred to as a public figure (‚Richard Nixon‘, ‚Bo Jackson‘, etc.), and the like. That these terms can serve to display the relevance which the referent has to the ongoing talk points up a significant but otherwise hidden feature of ‚I‘ and ‚you‘, namely, that they mask the relevance of the referent and the reference at that point in the talk.

Die folgende WhatsApp-Mitteilung schickt ein Vater an seine Tochter, nachdem er mehrfach erfolglos versucht hat, sie telefonisch zu erreichen:



Zunächst adressiert der Vater seine Tochter mit dem Verwandtschaftsnamen „Kind“ und kontextualisiert damit gleich zu Beginn der Mitteilung eine Fami-

35 Zu Projektorkonstruktionen siehe Günthner (2008).

lienrahmung. Im Anschluss an die Frage „Kind kein Empfang?“ produziert er eine Alternativfrage, die – durch die vom Standard abweichende Schreibweise „Odaa“ – Informalität und Nähe indiziert. Mit der Selbstreferenz in der 3. Person „den alten Mann“ stilisiert sich der Schreiber aus der vermeintlichen (ironisch markierten) Perspektive der Tochter: Er weist sich hierbei eine nicht gerade schmeichelhafte „membership category“ zu (Sacks 1972), bei der zugleich eine frotzelnde bzw. vorwurfsvolle Modalisierung mitschwingt, die Tochter habe wenig Interesse an ihm. Auch hier kommt eine Polyphonie der Perspektiven (Bachtin 1979: 195) zum Tragen: In der Nennung der zweiten Option „Odaa kein Lust auf den alten Mann?“ mit der transponierten Referenz auf Ego schimmert eine (scherzhaft modulierte) Perspektive von Alter-Ego auf Ego durch.

Durch den „footing“-Wechsel in diese markierte Selbstreferenzform liefert der Schreiber also nicht nur eine Selbstpositionierung aus der vermeintlichen Perspektive seines Gegenübers, sondern er konstruiert die Sprechhandlung und Interaktionsmodalität einer frotzelnden bzw. humoristisch gerahmten vorwurfsvollen Nachfrage mit. Somit fungiert auch hier die ad-hoc-Selbsttitulierung als interpretatives Template und Kontextualisierungsweis, welche dem Gegenüber wichtige Hinweise für den Inferenzprozess liefern.

Namen (bzw. Selbst- und Fremdkategorisierungen) sind – wie Hopper (1990: 154) betont – keine privilegierten und rein referenziellen Formen, sondern sie emergieren im Diskurs und erweisen sich als durchaus labil und flexibel. Diese Flexibilität und Kontextsensitivität kommt in den vorliegenden Gebrauchsformen zum Ausdruck, wobei die Namen- bzw. Titulierungswahl nicht nur in engem Zusammenhang mit der kommunikativen Handlung steht, sondern geradezu konstitutiver Teil der sprachlichen Handlung ist (Günthner 2018; 2019; i. Dr.).

#### 4. Schlussfolgerungen

Mit der interaktional ausgerichteten Analyse von Formen der Selbstreferenz wird ein Ansatz präsentiert, der versucht, die Onomastik an den Ort heranzuführen, an dem Sprache (und damit auch die Verwendung von Namen) im Alltag primär auftritt – an die zwischenmenschliche Interaktion.

Wie die Untersuchung zeigt, setzen Interagierende in medial-vermittelten, translokalen WhatsApp- und SMS-Interaktionen immer wieder Namen bzw. kategorisierende Formen zur Selbstreferenz ein. Im Unterschied zum „referring

*simpliciter*“ und der präferierten Verwendung des deiktischen Pronomens „ich“ erweisen sich die mobilisierten onymischen Selbstreferenzformen als „inference rich“ (Sacks 1992: 40), da sie neben der reinen Referenz weitere soziale Informationen (u.a. zu Alter, Geschlecht, Beziehungsformationen, Zugehörigkeiten zu bestimmten sozialen Gruppen etc.) liefern und zugleich eine Ressource zur Durchführung der betreffenden sozialen Handlungen und zur Kontextualisierung von Interaktionsmodalitäten bilden. Zur Erforschung der Rolle von Namen in alltäglichen Interaktionen genügt es somit nicht, kontextlosgelöste Namen einer Sprache zu beschreiben, sondern es ist an der Zeit – im Sinne der Interaktionalen Onomastik – zu erforschen, wie KommunikationsteilnehmerInnen Namen dort verwenden, wo sie in soziale Alltagshandlungen eingebettet sind (Günthner 2016). Eine solche interaktional ausgerichtete Vorgehensweise zeigt rasch, dass Formen der Personenreferenz keine starren, kontextlosgelösten Entitäten bilden, sondern sie werden als kommunikative Ressourcen in Abhängigkeit von interaktionalen, sozialen und kulturellen Aspekten zur Indizierung von Partizipationskonstellationen und zur Konstruktion kommunikativer Bedeutungen, Handlungen und Modalitäten eingesetzt.

Die Verwendung von Namen erweist sich (wie andere sprachliche Ressourcen auch) als in hohem Maße kontextsensitiv:<sup>36</sup> Onymische Praktiken entfalten sich im Prozess der Interaktion in enger Abstimmung und Koordination mit den Handlungen des Gegenübers. Folglich erfordert eine funktionale Beschreibung dieser Praktiken, diese im Gebrauch, d.h. in der Emergenz der dialogisch ausgerichteten Interaktion unter Einbezug sequenzieller Aspekte, auf deren Basis ihr Bedeutungs- bzw. Funktionspotenzial ausgeschöpft und konkretisiert wird, zu untersuchen.

By studying names not as predetermined, invariant nodes in a hypothesized socio-cultural or conceptual system, but as part of the speaker's repertoire of strategies for establishing and sustaining discourse contexts, the social meanings of names and their grammatical peculiarities can perhaps be brought into some kind of congruence. (Hopper 1990: 162)

---

36 Hierzu auch Auer (1983).

## Literatur

- Agha, Asif (2007): *Language and social relations*, Cambridge.
- Auer, Peter (1983): Überlegungen zur Bedeutung der Namen aus einer ‚realistischen‘ Sichtweise, in: Faust, Manfred et al. (Hg.): *Allgemeine Sprachwissenschaft, Sprachtypologie und Textlinguistik*, Tübingen, 173–186.
- Bachtin, Michail M. (1979): *Die Ästhetik des Wortes*, Frankfurt a. M..
- Bergmann, Jörg (1988): *Ethnomethodologie und Konversationsanalyse. Kurseinheit 1–3*, Hagen.
- Braun, Friederike (1988): *Terms of Address. Problems of patterns and usage in various languages and cultures*, Berlin u.a.
- Bühler, Karl (1934/1965): *Sprachtheorie*. Ungekürzter Neudruck der Ausgabe von 1934, Stuttgart.
- Christen, Helen (2006): ‚Comutter‘, ‚Papi‘ und ‚Lebensabschnittsgefährte‘. Untersuchungen zum Sprachgebrauch im Kontext heutiger Formen des Zusammenlebens, Hildesheim.
- Clark, Herbert (1996): *Using Language*, Cambridge.
- Couper-Kuhlen, Elizabeth/Selting, Margret (2018): *Interactional Linguistics. Studying Language in Social Interaction*, Cambridge/New York.
- Dammel, Antje/Niekrenz, Yvonne/Rapp, Andrea/Wyss, Eva L. (2018): Muckelchen oder Süßer? Onymische Gender-Konstruktionen bei Kosenamen im Liebesbrief, in: Hirschauer, Stefan/Nübling, Damaris (Hg.): *Namen und Geschlechter. Studien zum onymischen un/doing Gender*, Berlin/Boston, 157–190.
- Deppermann, Arnulf (2000): Ethnographische Gesprächsanalyse: Zu Nutzen und Notwendigkeit von Ethnographie für die Konversationsanalyse, in: *Gesprächsforschung Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 1(1), 96–124. <http://www.gesprachsforschung-ozs.de/heft2000/ga-deppermann.pdf>. (Zugriff: 11.03.2020).
- Deppermann, Arnulf/Feilke, Helmuth/Linke, Angelika (Hg.) (2016): *Sprachliche und kommunikative Praktiken*, Berlin.
- De Stefani, Elwys (2012): Crossing perspectives on onomastic methodology: Reflections on fieldwork in place name research. An essay in interactional onomastics, in: Ender, Andrea/Leemann, Adrian/Wälchli, Bernhard (eds.): *Methods in Contemporary Linguistics*. Berlin/Boston, 441–462.
- De Stefani, Elwys (2016): Names and Discourse, in: Hough, Carole (ed.): *The Oxford Handbook of Names and Meaning*, Oxford: Oxford University Press, 52–66.
- De Stefani, Elwys/Pepin, Nicolas (2010): Eigennamen in der gesprochenen Sprache. Eine Einführung, in: Pepin, Nicolas/De Stefani, Elwys (Hg.): *Eigennamen in der gesprochenen Sprache*, Tübingen, 1–34.
- Goffman, Erving (1974/1982): *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Microstudien zur öffentlichen Ordnung*, Frankfurt a.M..
- Goffman, Erving (1979): Footing, in: *Semiotica*, 15–1/2, 1–29.
- Goodwin, Charles/Goodwin, Marjorie H. (2000): Participation, in: *Journal of Linguistic Anthropology*, 9(1), 173–176.
- Goodwin, Marjorie H. (2001): Participation, in: Duranti, Alessandro (ed.): *Key Terms in Language and Culture*, Malden, 172–175.

- Gülich, Elisabeth/Mondada, Lorenza (2008): *Konversationsanalyse. Eine Einführung am Beispiel des Französischen*, Tübingen.
- Gumperz, John J. (1982): *Discourse Strategies*, Cambridge.
- Gumperz, John J. (2002): *Sharing Common Ground*, in: Keim, Inken/Schütte, Winfried (Hg.): *Soziale Welten und kommunikative Stile*, Tübingen, 47–56.
- Günthner, Susanne (2000): *Vorwurfsaktivitäten in der Alltagsinteraktion. Grammatische, prosodische, rhetorisch-stilistische und interaktive Verfahren bei der Konstitution kommunikativer Muster und Gattungen*, Tübingen.
- Günthner, Susanne (2008): *Projektorkonstruktionen im Gespräch: Pseudoclefts, die Sache ist-Konstruktionen und Extrapositionen mit es*, in: *Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 9, 86–114. <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2008/ga-guenthner.pdf>. (Zugriff: 11.03.2020)
- Günthner, Susanne (2016): *Praktiken erhöhter Dialogizität: onymische Anredeformen als Gesten personalisierter Zuwendung*, in: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik (ZGL)* 44(3), 406–436.
- Günthner, Susanne (2018): *Perspektiven einer sprach- und kulturvergleichenden Interaktionsforschung: Chinesische und deutsche Praktiken nominaler Selbstreferenz in SMS-, WhatsApp- und WeChat-Interaktionen*, in: *Gesprächsforschung - Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 19, 478–514. <http://www.gespraechsforschung-online.de/fileadmin/dateien/heft2018/ga-guenthner.pdf>. (Zugriff: 11.03.2020).
- Günthner, Susanne (2019): *‚der herr ingenIEUR hi isch was BESSeres.‘ Formen und Funktionen nominaler Bezugnahmen auf das Gegenüber*, in: Gnosa, Tanja/Kallass, Kerstin (Hg.): *Grenzgänge. Digitale Festschrift für Wolf-Andreas Liebert*, 1–12. <https://www.grenzgänge.net/start/kommunikative-praktiken/guenthner-der-herr-ingenieur-hi-isch-was-besseres-formen-und-funktionen-nominaler-bezugnahmen-auf-das-ge-geneuber/>. (Zugriff: 11.03.2020).
- Günthner, Susanne (i. Dr.): *Kommunikative Praktiken und Kulturalität – Namentliche Selbstreferenzen in deutschen und chinesischen SMS-, WhatsApp- und WeChat-Interaktionen*, in: Zhao, Jin (Hg.): *Kulturalität der Sprache und Sprachlichkeit der Kultur*, Frankfurt a. M.
- Günthner, Susanne/Linke, Angelika (2006): *Einleitung: Linguistik und Kulturanalyse. Ansichten eines symbiotischen Verhältnisses*, in: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 34, 1–27.
- Günthner, Susanne/Zhu, Qiang (2015): *Formen ‚verbaler Fellpflege‘: Kosende Anredepraktiken in chinesischen und deutschen SMS-Dialogen*, in: *Deutsche Sprache* 43(1), 42–73.
- Günthner, Susanne/König, Katharina (2016): *Kommunikative Gattungen in der Interaktion: Kulturelle und grammatische Praktiken im Gebrauch*, in: Deppermann, Arnulf/Feilke Helmuth/Linke, Angelika (Hg.): *Sprachliche und kommunikative Praktiken*, Berlin/Boston, 177–204.
- Günthner, Susanne/Zhu, Qiang (2017): *Anredeformen im Kulturvergleich. Verwandtschaftsbezeichnungen als Mittel der kommunikativen Konstruktion sozialer Beziehungen in chinesischen und deutschen SMS-Interaktionen*, in: Linke, Angelika/Schröter, Juliane (Hg.): *Sprache und Beziehung*, Berlin/Boston, 119–149.

- Hopper, Paul (1990): The emergence of the category proper name in discourse, in: Davis, Hayley G./Tylor, Talbot J. (eds.): *Redefining linguistics*, London, 149–167.
- Hough, Carole (2016) (ed.): *The Oxford Handbook of Names and Naming*, Oxford: Oxford University Press.
- Imo, Wolfgang/Lanwer, Jens (2019): *Interaktionale Linguistik: Eine Einführung*, Berlin.
- Jakobson, Roman (1950/71): Shifters, verbal categories, and the Russian verb, in: Jakobson, Roman (ed.): *Selected Writings, Volume II*, The Hague, 130–147.
- Jayyusi, Lena (1984): *Categorization and the moral order*, London.
- Knoblauch, Hubert (2017): *Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit*, Wiesbaden.
- Land, Victoria/Kitzinger, Celia (2007): Some uses of third-person reference forms in speaker self-reference, in: *Discourse Studies* 9(4), 493–525.
- Levinson, Stephen (2003): *Space in language and cognition: Explorations in cognitive diversity*, Cambridge.
- Linke, Angelika. (2001): Zur allmählichen Verfertigung soziokultureller Konzepte im Medium alltäglichen Sprachgebrauchs. In: Lehr, Andrea et al. (Hg.): *Sprache im Alltag: Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik*, Berlin/New York, 373–388.
- Linke, Angelika (2008): Verbale Fellpflege, in: *Unimagazin* 17(1), 88–89.
- Macha, Jürgen (1997): Konstanz, Variation und Wandel familiärer Anredeformen, in: Macha, Hildegard/Mauermann, Lutz (Hg.): *Brennpunkte der Familienziehung*, Weinheim, 199–218.
- Nübling, Damaris (2017): Beziehung überschreibt Geschlecht. Zum Genderindex von Ruf- und Kosenamen, in: Angelika, Linke/Schröter, Juliane (Hg.): *Sprache und Beziehung*, Berlin/Boston, 100–118.
- Nübling, Damaris/Fahlbusch, Fabian/Heuser, Rita (2012/15): *Namen. Eine Einführung in die Onomastik*, Tübingen.
- Sacks, Harvey (1972): On the analyzability of stories by children. In Gumperz, John J./Hymes, Dell (eds.): *Directions in Sociolinguistics*, New York, 329–345.
- Sacks, Harvey/Schegloff, Emanuel A. (1979): Two Preferences in the Organization of Reference to Persons in Conversation and Their Interaction, in: Psathas, George (ed.): *Everyday Language. Studies in Ethnomethodology*, New York, 15–21.
- Schegloff, Emanuel A. (1996): Some Practices for Referring to Persons in Talk-in-Interaction: A Partial Sketch of a Systematics, in: Fox, Barbara (ed.): *Studies in Anaphora*, Amsterdam/Philadelphia, 437–485.
- Schegloff, Emanuel A. (2006): Interaction: The Infrastructure for Social Institutions, the Natural Ecological Niche for Language, and the Arena in which Culture is Enacted, in: Levinson, Stephen C./Enfield, Niklas J. (eds.): *Roots of Human Sociality. Culture, Cognition and Interaction*, New York/Oxford, 70–96.
- Schegloff, Emanuel A. (2007): Categories in Action: Person-Reference and membership categorization, in: *Discourse Studies* 9(4), 433–461.
- Schmidt, Gurly/Androustopoulos, Jannis (2004): ‚löbbe döch.‘ Beziehungskommunikation mit SMS, in: *Gesprächsforschung - Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 5, 1–22. <https://jannisandroustopoulos.files.wordpress.com/2011/06/ga-schmidt.pdf>. (Zugriff: 11.03.2020).

- Schwitalla, Johannes (2010a): Kommunikative Funktionen von Sprecher- und Adressatennamen in Gesprächen, in: Pepin, Nicolas/De Stefani, Elwys (Hg.): Eigennamen in der gesprochenen Sprache, Tübingen, 179–199.
- Schwitalla, Johannes (2010b): Von sich selbst und dem direkten Adressaten in der 3. Person sprechen, in: Kallmeyer, Werner/Reuter, Ewald/Schopp, Jürgen F. (Hg.): Perspektiven auf Kommunikation. FS für Liisa Tiittula zum 60. Geburtstag, Berlin, 163–184.
- Selting, Margret/Elizabeth Couper-Kuhlen (2001) (eds.): *Studies in Interactional Linguistics*, Amsterdam.
- Silverstein, Michael (1976): Shifters, Linguistic Categories, and Cultural Description, in: Basso, Keith/Selby, Henry (eds.): *Meaning in Anthropology*, Albuquerque, 11–55.
- Stivers, Tanya (2007): Alternative recognitionals in person reference, in: Enfield, Nick J. / Stivers, Tanya (eds.): *Person Reference in Interaction: Linguistic, cultural and social perspectives*, Cambridge, 73–96.
- Stivers, Tanya (2008): Stance, Alignment, and Affiliation during Storytelling: When Nodding is a Token of Affiliation, in: *Research on Language and Social Interaction* 41(1), 31–57.
- Wyss, Eva L. (2000): Intimität und Geschlecht. Zur Syntax und Pragmatik der Anrede im Liebesbrief des 20. Jahrhunderts, in: *Bulletin suisse de linguistique appliqué* 72, 187–210.
- Wyss, Eva L. (2012): Liebeserklärungen zwischen Ernsthaftigkeit und Fiktionalisierung. Inszenierung von Leidenschaft in schriftlichen Liebesbotschaften von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, in: Neuland, Eva (Hg.): *Sprache der Generationen*, Mannheim, 294–309.

[**Abstract:** This paper, which seeks to contribute to the field of Interactional Onomastics (De Stefani 2016), addresses onymic forms of self-reference in computer-mediated interactions. Applying theoretical and methodological concepts developed in Conversation Analysis and Interactional Linguistics, the study looks at onymic forms as communicative practices. In SMS and WhatsApp exchanges, participants systematically deviate from the default use of the deictic pronoun and shifter *ich* (*I*) and mobilize a range of different onymic forms (e.g. personal names, kinship terms, pet names, ad hoc titles, categorizations etc.) as communicative practices when referring to themselves. I argue that these onymic forms, which go against the „preference for using a minimal form“ (Sacks/Schegloff 1979), do more than simply refer to the speaker/writer: Participants use address inversions and third person reference forms (instead of the deictic pronoun *ich*) as „social indices“ (Silverstein 1976: 37) to contextualize various social meanings – which would be hidden in cases of „referring simpliciter“ (Schegloff 1996) – by means of the deictic pronoun *ich* (*I*)]